

# Der Kunststreiter

Erzählung  
von Friedrich Gerstäcker

(27. Fortsetzung.)

Es war ein wundervoller Tag, der Schnee glitzerte und funtelte in dem kalten Sonnenlicht, und der hellblaue Himmel war von einem leisen Dunsthauch nur eben matt überzogen. Das muntere Pferd, mit dem leichten Schlitzen hinter sich, das überdies jetzt lange im Stalle gestanden hatte, griff auch tüchtig aus, und die Klufen glitten blitzschnell über den hartgefrorenen, knisternden Schnee.

„Freut es Dich, Josephine,“ fragte Georgine, als sie den Waldesraum erreichten, „so mit mir durch die Welt zu fahren?“

„Ach sehr, Mama, sehr,“ rief das Kind, „es ist gar so wunderbar, wäre nur Mademoiselle Adele bei uns!“

„Und möchtest Du lange, recht lange so mit mir fahren? weit, weit hinweg von hier?“

„Wenn Papa und Mademoiselle Adele mitfahren, gewiß — und wenn wir wieder hierher zurückkämen.“

„Und wenn wir nun wieder hinausfahren in die Welt?“ sagte die Frau, der diese Worte einen Stich durch das Herz gaben, „wenn wir nun wieder draußen lustig unsere Pferde besitzeln und in Glanz und Lichterpracht dahinschweben?“

Josephine schüttelte das Köpfchen. „Zu Hause ist's hübscher,“ sagte sie, „und ich habe schon keine vergessenen, wie es früher war.“

„Zu Hause ist's hübscher?“ wiederholte Georgine, „ei, ei, Josephine, hast Du ganz vergessen, wie stolz wir früher auf Dich waren, wie reizend Du auf dem Pferde aussahst, und wie geschickt Du Deine Sachen machtest?“

„Ja — aber ich muß jetzt lernen, viel lernen, das ich einmal eine weiche, brave Frau werden kann,“ sagte das Kind, „ich muß auch dem lieben Gott dankbar sein, daß er mir eine Heimat und Eltern gegeben hat, die für meine Erziehung sorgen. Die armen kleinen Mädchen, die da draußen auf den Pferden tanzen und springen müssen, haben es doch lange nicht so gut wie ich.“

„Wer, um Gottes willen,“ rief Georgine erstaunt, „hat Dir die albernsten Dinge in den Kopf gesetzt?“

„Alberne Dinge, Mama?“ sagte Josephine erschrocken, „ich habe eine hübsche Geschichte von einer armen Marie gelesen, und Mademoiselle Adele hat sie mir erklärt, und jetzt freue ich mich so darauf, daß mir Papa eine andere liebe Marie mitbringen will, mit der ich spielen und tüchtig lernen kann.“

„Und so sehnst Du Dich gar nicht wieder zu dem früheren Leben zurück, und wenn Du auch ein eigenes kleines Pferd besätest?“

„Nein, Mama,“ sagte Josephine rasch, „ich will bei Dir, bei Papa und Mademoiselle Adele bleiben, und mit Marie recht, recht fleißig lernen. Du sollst sehen, ich werde einmal ein recht gutes, braves Mädchen.“

Georgine erwiderte nichts, aber sie preschte die Lippen fest zusammen, und ihr Gaul hülfte die Weitsche, daß er in toller Flucht den Weg entlang stob.

Georgine kannte die Waldwege genau, und links abbiegend wußte sie, daß sie das Forsthaus umfahren konnte, um die bezeichneter Fische zu erreichen. Außerdem glaubte sie kaum jemandem beim Wald zu treffen, denn bei dem Beirath einer so allbekannten Persönlichkeit, wie der „faule Tobias“, von dem ihr die alte Wirtschafterin gestern Abend noch viel erzählt hatte, litt schon die Neugierde die Leute nicht zu Hause. Sie begnügte sie aber auch wirklich einem oder dem andern der Forstleute oder Holzmacher. So reitfertige das schöne Wetter vollständig eine Spazierfahrt, und Niemand hätte an etwas Anderes denken können.

Georgine bog auf's Neue in die vom Forsthaus nach der sogenannten „Zaubereiche“ führende Straße ein. Hier war wieder Bahn, da einzelne Holzschlitzen hin und her gefahren sein mußten. Dort vor ihr lag der ziemlich freie, lichte Platz, an dem die alte, ehrwürdige Fische stand. Dort sah sie auch die dunkle Gestalt eines Mannes, und kaum eine Minute später zügelte sie ihr schnaubendes Thier neben der Stelle ein — aber Herr v. Silberglanz war nicht da.

Neben der Fische, auf einer hölzernen Bank, von der er den Schnee hinwegwehete, neben ein paar roh behauenen, mächtigen Steinblöden, die der Volksmund als den Oberaltar der hier früher habenden Seiden bezeichnete, sah der alte Forstwart Barthold, und stand ehrerbietig grüßend auf, als er die „Frau Baronin“ erkannte.

„Guten Tag, Forstwart,“ sagte die Dame und nickte ihm zu, während ihr Blick ungeduldig den schmalen Pfad hinabflog, auf dem sie den hierher bestellten Herrn v. Silberglanz erwarten mußte. „Wie geht's? — was habt Ihr da?“

„Einen Fuchs, gnädige Frau,“ sagte

der alte Mann, indem er seinen Rängen öffnete, aus dem die Lunte des überlieferten Raubthieres herausging. „Ich habe ihn heute Morgen ausgegraben, denn das ist böses, nichtsnutziges Raubzeug, das im Winter wie im Sommer nur in einem Fort zu stehen, wo es was zu stehen findet. Wir haben unter den Menschen auch solch Gefindel, nur daß man sie nicht immer gleich am Pelz draußen so gut erkennen kann, wie die da.“

„Seid Ihr schon lange hier, Forstwart?“

„Nein, gnädige Frau — etwa eine Viertelstunde.“

„Ihr seid nicht vom Dorfe heraufgekommen?“

„Nein — gerade von der andern Seite aus dem Walde. Nur wie ich die Glode unten hörte, die dem alten Tobias das Geleite zur letzten Ruhestätte erteilt, da setzte ich mich hier auf die Bank und horchte den Tönen. Es klingt ja so heilig und erhabend, wenn man die Glode kann im Walde anschlagen hören, noch dazu von einem solchen Blase aus, wie dieser, wo sie in früheren Jahrhunderten ihren götzen Opfer schlachteten und von dem lieben Herrgott da oben nichts wissen wollten. Sonntag Morgen bin ich fast immer hier, besonders im Sommer, und mit dem Geläute unten, dem Singen der Vögel und dem Rauschen des Waldes müßte das ein verflachter Mensch sein, der da nicht von Herzen beten könnte.“

Georgine hörte kaum, daß er sprach. Ihr Blick schweifte unruhig über ihn hin und an den Stämmen der Bäume vorüber. Wenn er sein Wort nicht hielt! dachte sie mehr, als daß sie es durch die halb geöffneten Lippen murmelte, und fast unwillkürlich ballte sie die Rechte zornig um die gehaltenen Zügel. Das Pferd scharrte inebenso ungeduldig den Schnee und blies den Dampf aus seinen feinen Nüstern in die klare Luft hinein.

„Aber, Mama,“ sagte Josephine, „Du hältst so lange still. Wird es Deinem Fingal nicht schaden?“

Der alte Forstwart, der seinen Blick schon lange ernst und aufmerksam auf der Kleinen hatte haften lassen, lächelte, als er die Worte hörte.

„Sieh, wie besorgt das kleine gnädige Fräulein schon um das arme Thier ist! Das ist recht; das zeigt ein gutes Herz, und was wir an dem geringsten seiner Geschöpfe thun, wird uns der Herr da oben auch wieder zu Gute halten.“

„Fahren wir jetzt wieder nach Hause zurück, Mama?“ fragte die Kleine, als Georgine den Schlitzen langsam um die Fische lenkte, das in der That warm gewordene Thier etwas in Bewegung zu halten.

„Nein,“ sagte die Frau, „wir besuchen vielleicht einmal den Storchhof oder Kleinmarktsfeld.“

„So weit?“

Der Schlitzen hielt wieder neben dem Forstwart — Georgine zerbrach sich den Kopf, wie sie den lästigen Menschen entfernen konnte.

„Ihätet Ihr mir einen Gefallen, Forstwart?“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau.“

„Singe! Ihr wohnt einmal jetzt — oder schiedet gleich, wenn Ihr nicht selber gehen könnt, irgend einen der Holzmacher auf das Gut hinüber, dort zu bestellen, daß ich möglicher Weise mit meiner Tochter nach Kleinmarktsfeld hinüber gefahren wäre und in dem Falle die Nacht nicht nach Hause käme, denn die Tour wäre für mein Pferd hin und zurück zu groß. Sie müßten sich also nicht ängstigen.“

„Sehr wohl, gnädige Frau — soll pünktlich besorgt werden,“ sagte der Forstwart, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren.

„Nun? — ist noch etwas?“

„Hm — gnädige Frau — Sie lachen mich vielleicht aus, und — ich bin auch wohl ein alter Thor — aber — ich hätte auch eine Bitte an Sie — oder vielmehr an das kleine gnädige Fräulein.“

„An mich?“ sagte Josephine erstaunt.

„Ja,“ sagte der alte Mann, und sein autmütziges, kaltes Gesicht rötete sich leicht, „es ist nicht viel“, sagte er aber rasch hinzu, „nur bitten möchte ich Sie, mir ein einzig kleines Mal — die Hand zu geben.“

„Gern!“ rief das fröhliche Mädchen, indem sie ihre Hand aus dem Muff zog und dem Alten reichte.

Der alte Forstwart nahm sie, sah dabei dem Kinde recht treuherrig in die Augen, und das kleine Händchen dann an die Lippen drückend, sagte er freundlich: „Danke, mein kleines gnädiges Fräulein, Danke, tausend Danke, aber Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, wie wohl der Anblick dieses jauchenden Gesichtes mit den großen, hellen Augen meinem alten Herrn thut. Es erinnert mich an die Zeit, wo die beiden jungen Herren Grafen hier bei uns wohnten, und aus den Augen da ist es mir immer,

als ob der jüngste der beiden, das liebe, herzige Kind, herausgesehen wolle. Ich habe den kleinen Burschen damals zu lieb gewonnen, ihn je wieder vergessen zu können.“

„Welcher beider jungen Grafen?“ fragte Georgine, die damit das Gespräch abzubrechen wünschte.

„Der jungen Grafen Geyerstein.“

„Geyerstein noch einen Bruder?“ fragte Georgine in dem Interesse, das sie plötzlich an der Sache nahm.

„Allerdings“, erwiderte der alte Mann, einen jüngeren Bruder, und die beiden jungen gnädigen Herren waren als Kinder hier. Der jüngste von ihnen aber...“

„Wie hieß der?“

„Georg.“

„Georg?“

„Ja, gnädige Frau — der jüngste von ihnen kam aber nie wieder zurück — er soll draußen in der Fremde gestorben sein“, sagte er mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „und das Kind da, wie es mich so lieb und mitleidig ansieht, gemahnt mich immer, als ob ich den jungen, lieben gnädigen Herrn wieder vor mir sähe. Es ist freilich eine lange Zeit her, und ich bin alt — recht alt seither geworden.“

„Aber ich schwache hier und schwache, wo ich den Befehl Ew. Gnaden ausführen sollte. Gott schütze das liebe, kleine Haupt und streue ihm nur Blumen auf den Weg, gebe ihm Gesundheit, ein langes Leben und ein glückliches Alter mit seinem besten Segen! Und eine tiefe Verehrung machend, trat der alte Mann von dem Schlitzen zurück, nahm dann seinen Rängen wieder auf sowie sein Gewehr, und schritt langsam der Richtung nach dem Gute zu.

„Sein Bruder!“ flüsterte Georgine leise und erschreckt vor sich hin, „sein Bruder — und das mir ein Geheimniß, mir, der Gattin — hätte ich das ahnen können — und wenn ich nun — zu spät!“ stöhnte sie dann, ihr umherstreichender Blick fiel in dem Moment auf die Gestalt des Herrn v. Silberglanz, der, unter seiner Pelzlast keuchend, im Schnee herangeeilt kam. Er schaute aber nicht nach ihr hin, sondern den Weg zurück, und als sie den Kopf dahin wandte, bemerkte sie noch den alten Forstwart, der den Fremden gesehen hatte und jedenfalls abwarten wollte, was er hier suchte, so lange die gnädige Frau noch da hielt.

„Meine beste gnädige Frau!“ rief das zierliche, im Schnee watende Männchen endlich, als er näher kam, „ich muß unendlich bedauern, wenn Sie auch nur eine Sekunde auf mich eingewartet hätten, aber der Schnee war — sein Bild fiel auf Josephine, und er blieb mitten in seiner Rede hängen —

„Ihre — Ihre Fräulein Tochter?“

„Nun?“ sagte Georgine kalt.

„Diese — diese Ueberraschung...“

„Wünschen Sie noch uns zu begleiten?“

„Aber, gnädige Frau, welche Frage!“ rief Herr v. Silberglanz erschrocken.

„Sie werden dann hintenaufstehen müssen.“

„Erlauben Sie mir nur, daß ich meine Pelztasche geschwind anziehe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, das war ein Schnee hier herauf, daß ich beinahe steben geblieben wäre.“

„Im Pfad?“

„Ich — versehte den Weg. Glücklicher Weise fand ich einen biebenden Holzschläger oder Köhler, oder was er sonst ist, der mich wieder zurechtwies“, sagte der Baron, der sich an der Holzbank den Schnee von dem dünnen Schuhschnee schlug und in aller Hast seine Pelztasche anzulegen suchte; „an dem Pelz hier habe ich mich beinahe todt geschleppt“, fuhr er dabei fort, „ich bin durch und durch erschauert!“

„Sie werden Zeit haben sich abzu- kühlen.“

„Das fürch — ja — ja, gewiß — aber der Pelz hier hält mich warm. Wer ist übrigens jener alte Förster?“

„Der scheint an dieser Stelle permanent Schildwache zu stehen, denn gestern fand ich ihn ebenfalls hier.“

„Der Forstwart“, sagte Georgine und drehte den Kopf nach ihm um. Der alte Barthold aber, der jetzt gerade stehen hatte, daß der Herr ein Bekannter der gnädigen Frau war, wandte sich langsam wieder und verfolgte seinen Weg. Herr v. Silberglanz fuhr in seinen Pelz.

„Sind Sie fertig?“

„Vollständig — aber wollen Sie mir nicht gestatten, die Zügel zu nehmen?“

„Ich fahre selber — geben Sie mir Ihre Tasche in den Schlitzen.“

„Geht der Herr mit uns, Mama?“ fragte Josephine.

„Ja, mein Kind!“ Sie drehte halb den Kopf, der Baron war auf die Pritsche gestiegen und setzte sich zu recht. „Komm, Fingal!“ Sie schnappte leise mit der Zunge, und das Pferd, das ungeduldig diesen Anblick erwartete hatte, flog, aufwiehern, die

schmale, glatte Bahn dahin durch den Wald.

26.

Der Abend kam, und Mademoiselle Adele hatte die Botenschaft Georginens durch einen der Holzmacher erhalten, den der Forstwart an sie abgeschickt. Sie war allein in ihrem Zimmer, aber sie las weder, noch arbeitete sie, wie sie es sonst an solchen Abenden that, an denen sie sich ungestört wußte. Unruhig ging sie in dem kleinen Gemache auf und ab, trat an's Fenster, um hinauszusehen, und lehrte dann wieder zum Sopha zurück — nur, um im nächsten Augenblicke aufzupringen und ihre kaum unterbrochene Wanderung von Neuem zu beginnen. Sie sprach kein Wort dabei; still und schweigend ging sie mit dem Lichte hinüber in Georginens Zimmer und schen dort etwas Außerordentliches zu suchen, so ängstlich leuchtete sie überall umher. Der Sekretär aber wie alle Schränke waren fest verschlossen, und die Schlüssel dazu trug Georgine stets selber bei sich.

Sie lehrte in ihr eigenes Zimmer zurück und begann von Neuem, was sie schon am Nachmittag gethan, die Kinderwäsche zu zählen und nachzusehen, und hier hatte sie sich vorher nicht geirrt. Die verschiedenen Stücke fehlten dugendweise, und wie sie fest überzeugt war, sich darin nicht zu täuschen, überkam sie eine unsagbare Angst, der sie nur noch immer keine Form, keinen Namen geben konnte.

Einmal drängte es sie, die alte Wirtschafterin zu rufen und ihr den dunkeln Verdacht mitzutheilen, der sich ihrer bemächtigt hatte; aber was konnte die ihr helfen oder raten! — Und doch noch war es möglich, daß sie sich irrte. Georgine konnte den Nachmittag, obgleich sie sich sonst nie um die Wäsche des Kindes kümmerte, doch vielleicht nachgesehen und den fehlenden Stücken einen andern Platz angewiesen haben, und war es überhaupt denkbar, daß sie so, ohne Abschied von dem Gatten...? Von einem plötzlichen Gedanten erfaßt, griff das junge Mädchen ein Licht auf und eilte in des Barons Zimmer, denn sämtliche Schlüssel hatte sie in Georginens Abwesenheit in Verwahrung.

Sie brauchte dort nicht lange zu suchen; auf dem Schreibtische des Barons lag ein gefalteter Brief, dessen Adresse in Georginens Handschrift an ihren Gatten, den Baron v. Geyffeln, lautete, und viele Minuten lang stand sie schweigend, zitternd über den verhängnisvollen Brief gebeugt, und wagte nicht einmal ihn zu berühren.

Aber bald siegte ihr eigener klarer Verstand über das Gefühl. Hier durfte sie den Brief nicht liegen lassen; der Baron fand ihn vielleicht, während fremde Menschen ihn umstanden, und verriet ihm im ersten Augenblicke der Lektüre das Geheimniß Anderen. Noch war es auch wohl möglich, den Schritt der unglücklichen verblendeten Frau ungehindert zu machen, so lange Niemand darum wußte, als sie und der Baron — kam es erst auf die Runen der Nachbarschaft. In blieb der Friede des Hauses gestört für immer.

Rasch entschlossen nahm sie deshalb den Brief an sich — er brannte wie Feuer in ihrer Hand — schloß die Thür wieder und eilte auf ihr eigenes Zimmer zurück, um dort zu überlegen, was jetzt zu thun sei, wie sie handeln solle. Aber so viel sie hin und her dachte, Pläne aufbaute und wieder verworf, sie konnte nichts erinnern. Eine genaue Adresse, wo er sich in diesen Tagen aufhalten würde, hatte Baron v. Geyffeln gar nicht hinterlassen, und wozu also jetzt selbst einen Boten senden, um ihn, so rasch ihn die Pferde bringen konnten, herbeizurufen? Sie mußte warten — es blieb kein anderer Ausweg für sie, und länger war ihr noch nie eine Nacht — länger noch nie ein Tag geworden, wie der folgende.

Unzählige Male hatte sie dabei nach dem alten Forstwart schiden wollen, von diesem vielleicht etwas Näheres zu erfahren; aber sie fürchtete auch, damit das Geheimniß, das nicht das ihre war, einem Dritten zu verrathen. Und konnte nicht doch vielleicht die Frau noch zurückziehen — welchen Grund hatte sie gehabt, ihrer stillen, glücklichen Häuslichkeit zu entsinnen? Unfrieden mit ihrem Gatten? — Nie war, so viel sie wußte, ein hartes, unfreundliches Wort zwischen den beiden gewechselt worden, so lange sie sich in dem Hause befand, und alles Andere, was ihr das Leben bei nicht zu übermäßigen Ansprüchen hindern konnte, befah sie ja doch hier. Und das Kind — ihre liebe, liebe Josephine — war sie freiwillig mit der Mutter gezoogen? — Nein, nein und zehnmal nein; sie hatte keinen Abschied weiter von ihr genommen, als mit einem flüchtigen Kusse; das Kind hatte keine Absicht gehabt, daß die Fahrt mehr, als ihr gefahrt worden, mehr als eine Spazierfahrt bedeute, und jetzt, dem

Walter entrisfen, wie unglücklich, wie elend würde sich dieser fühlen!

Noch immer hoffte sie — hundertmal den Tag ging sie in die andere Stube, in den Hof hinab zu horchen und den Weg nach dem Walde zu, den sie von ihrem Zimmer aus übersehen konnte, ließ sie nicht aus den Augen — umsonst. Der Abend dämmerte, jener blaue, die Nacht verblüdete Lichtschein legte sich auf die schneebedeckten Felder, die Umrisse des Waldes verschwammen mit dem düstern Horizont, und nichts verblüdete die Rückkehr der Entflohenen.

Die Wirtschafterin war indessen wieder und wieder zu der Erzherzogin gekommen, Aufschluß über das räthselhafte Ausbleiben der „Gnädigen“ zu erhalten. Adele aber hütelte sich wohl, sie auch nur im Entferntesten den wahren Hatzbestand abnen zu lassen. Ihrer Aussage nach hatte Frau v. Geyffeln gleich von vornherein die Absicht gehabt, über Nacht auszu- bleiben, und ihr sogar gesagt, daß sie sich nicht ängstigen solle, wenn sie den Besuch noch ausbehalte, da sie überdies so lange nicht bei den alten Bekannten und Freunden vorgesprochen wäre. (Fortsetzung folgt.)

## Grenzen der Motorluftfahrt.

Die Begeisterung des deutschen Volkes für die Luftfahrt hat trotz ihrer erst sehr kurzen Entwicklungsgeschichte in Deutschland schon bestechliche Schwankungen durchgemacht. Während zu Beginn dieses Jahrhunderts die wissenschaftliche Luftfahrt schon in hoher Blüthe stand, erlosch der Luftsport in Deutschland überhaupt noch nicht und kämpfte Graf Zeppelin vergeblich um die Anerkennung seiner Ideen. Erst als im Jahre 1905 der Deutsche Luftfahrer-Verein mit allen andern Luftfahrer-Vereinen der Welt die internationale sportliche Luftfahrer-Vereinigung in Paris gründete, und nunmehr nach dem Beispiel, das die Franzosen in vorzüglicher Weise gegeben hatten, auch in Deutschland der Freiballonsport eingeführt wurde, da nahm das Interesse des deutschen Volkes für alle Bewegungen auf dem Gebiete der Luftfahrt einen ungeheuren Aufschwung. Die Zahl der Vereine wuchs in den kommenden Jahren ganz gewaltig und damit wuchs die Zahl der Ballone und der ausgeführten Fahrten in unerwartet hohem Maße, so daß man ohne Uebertreibung sagen kann, die Luftfahrt war in Deutschland populär geworden. Und wenn dies auch bisher nur für den Freiballonsport galt, so übertrug sich das Interesse der großen Masse doch ohne weiteres auf alle Neuerungen auf dem Gebiete der Luftfahrt. Und als dann am 1. Juli 1908 Graf Zeppelin seine denkwürdige 12tündige Fahrt über Konstanz, Schaffhausen, durch das Rheintal nach Luzern, über den Vierwaldstätter- und Jäger-See nach Zürich und über Winterthur und Romandhorn zurück nach Friedrichshafen ausführte, da war Graf Zeppelin der populärste Mann in Deutschland, und die Phantasie zauberte dem begeisterten Volk große herrliche Luftreisen vor und ließ im Geiste schon feste Luftvertragslinien entstehen.

Das dann folgende Unheil von Scherdingen am 5. August vermochte in keiner Weise diese Phantasiegebilde zu zerstören, im Gegenteil gab es Anlaß zur bekannteren Zeppelinspende und damit zur Möglichkeit, dieses System in Ruhe bis zur höchsten Vollendung weiter zu entwickeln.

Wenn die Phantasie das deutsche Volk in der Begeisterung mit fortgerissen hat, und ihm dadurch Dinge vorgezaubert hat, die auch heute noch nicht in Erfüllung gegangen sind und in absehbarer Zeit sich auch noch nicht verwirklichen werden, so kann man das im Grund nicht tadeln, denn ohne diese Begeisterung wäre die Zeppelinspende und damit auch die Weiterentwicklung der Motorluftfahrt in diesem Sinne wohl nicht erfolgt. Nachdem aber nun inzwischen all die bitteren Erfahrungen gemacht worden sind, erscheint es doch an der Zeit, die Phantasie anzuhalten und die übertriebenen Hoffnungen in ihre richtigen Grenzen zurückzuführen.

Bei einem großen Theil des Volks haben das die Unfälle schon selbst besorgt. Aus früheren Anhängern und Freunden der Motorluftfahrt sind Gegner und Verächter geworden, und wenn sie nicht ganz an dem Siege des Menschen über die Luft verzweifeln, so sprechen sie doch der Motorluftfahrt die Zukunft ab und hoffen nur noch auf den Sieg des Flugzeuges.

Ein anderer Theil läßt sich jedoch durch nichts seine ihm lieb gewordenen Träume nehmen und sucht noch wie vor nach andern phantastischen Möglichkeiten der Weiterentwicklung der Motorluftfahrt.

Soll die so schon recht weit entwirkelten Träume nehmen und sucht noch wie vor nach andern phantastischen Möglichkeiten der Weiterentwicklung der Motorluftfahrt.

Noch gelegentlich des letzten Zeppelin-Unfalles in Düsseldorf tröstet ein

großes Blatt seine Leser damit, daß die Eigengeschwindigkeit und die Tragkraft der Motorluftschiffe noch zu klein sei, um allen Wetterlagen gerecht werden zu können, weil das zur Verwendung kommende Traggas und die angewandten Motoren noch viel zu schwer seien. Aber es sei in allerneuester Zeit ein ganz leichtes Gas entdeckt worden, und auch in der Technik der Motorfabrikation sei man auf bestem Wege, leichtere Maschinen herzustellen. Wenn man erst das leichte Gas und die leichten Motoren werde anwenden können, so könnte man weit fettere, tragfähigere und schnellere Schiffe herstellen, und dann sei erst die richtige Blüthe der Motorluftfahrt zu erwarten.

Untersuchen wir zuerst diese beiden Hoffnungen auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung hin. Ein leichteres Gas soll gefunden werden; das es vorhanden ist, ist längst kein Geheimniß mehr, es muß da sein, andernfalls wäre im Weltall kein Medium vorhanden für die Wellenbewegungen, die uns Licht und Wärme von der Sonne bringen. Ob man es Aether nennt, oder ihm einen andern Namen gibt, wie dies neuerdings vorgeschlagen ist, thut nichts zur Sache. Sicher ist, daß das Gas von unendlicher Feinheit ist, und auch jedenfalls viel leichter als der jetzt zur Füllung der Motorluftschiffe angewandte Wasserstoff. Was kann aber dabei an Gewicht erspart werden, wenn es gelänge, dieses Gas in großen Mengen herzustellen und zur Füllung der Motorluftschiffe zu benutzen? Selbst wenn es gelänge, ein gewichtloses Gas herzustellen, oder mit andern Worten, wenn man das Problem lösen könnte, das schon der Franzose Lana zur Lösung dieser Frage vorschlug, und das darin bestand, Vakuum-Luftschiffe herzustellen, so würde man gegenüber einem Wasserstoffluftschiff pro 1000 Kubikfuß nicht ganz 50 Pfund sparen.

Was weiter das Gewicht der Motoren anbelangt, so ist es heute schon auf ein so geringes Maß heruntergebracht worden, daß daran wirklich nicht mehr viel zu sparen ist; so wiegt z. B. ein 50 P.S.-Gnom-Motor nur noch 150 Pfund, also pro Pferdekraft 3 Pfund. Zwar verwendet man diese luftgekühlten Motoren noch nicht für Motorluftschiffe, weil die wassergefüllten und damit erheblich schwereren einwilligen noch zuverlässiger sind. Aber irgend ein andrer technischer Grund, weshalb dies bei größerer Zuverlässigkeit nicht geschehen soll, ist nicht vorhanden. Wenn es nun selbst gelänge, Motoren herzustellen, die gar nichts wiegen würde, so würde man eben an jedem dieser 50 P.S.-Motoren nur 150 Pfund sparen können.

Wenden wir diese in der Theorie möglichen Ersparnisse nun einmal auf das zuletzt verunglückte Zeppelin-Luftschiff an und fragen, wieviel würde dieses Luftschiff an Tragkraft gewinnen, falls es mit gewichtslosen Motoren versehen würde und mit gewichtslosem Gase gefüllt wäre, so würde sich im ganzen ein größeres Nutzwicht von rund 4400 Pfund ergeben.

Was nun andererseits die Hoffnungen betrifft, daß es möglich sein wird, bei weiterer Vervollkommenung der Motorluftschiffe diese in höherem Maße weiter zu machen, so müssen wir auch hier uns klar werden, daß gewisse Wetterlagen wohl immer der Luftfahrt Grenzen setzen werden, z. B. wird es wohl nie möglich sein, die Wirbel zu überwinden, die Gewitterstürme verursachen. Vielleicht gelingt es einmal der größeren Eigengeschwindigkeit späterer Luftschiffe, diesen Wirbeln auszuweichen, aber vorläufig ist der einzige Schutz, den alle Luftschiffe gegen solche Gewittergefahren haben, der, daß sie ihnen aus dem Weg gehen und Fahrten vermeiden, wenn Gewittergefahren drohen.

Sind wir aber nun wirklich an der Grenze der Leistungsfähigkeit der Motorluftfahrt angelangt? Wenn dies der Fall wäre, dann würde man denen recht geben, die schon die Motorluftschiffe zum alten Eisen geworfen haben wollen und lediglich für den Weiterausbau der Flugmaschine Propaganda machen.

Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß man schon an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt ist. Daß die jetzigen Motoren kein ideales Fortbewegungsmittel für unsere Luftschiffe sind, kann ohne weiteres zugegeben werden. Aber bevor man kein Ersatzmittel für sie hat, müssen sie als das Beste bezeichnet werden, was man für diesen Zweck hat. Zweifellos werden sie durch die Fortschritte der Technik auch noch so vervollkommen werden, daß sie sehr viel sicherer und leistungsfähiger werden, aber durch diese größere Leistungsfähigkeit wird die Geschwindigkeit der Luftschiffe erheblich wohl nicht viel mehr gesteigert werden können. Um in dieser Beziehung erfolgreichen Wandel zu schaffen, müßte die Technik schon neue Fortbewegungsmittel für Luftschiffe erfinden.

Dr. D. Bamler.